

„... das war fast Glück!“

Interview mit Franz Schuh
geführt von Florian Bettel
und Julia Rosenberger

Was kann das sein, die Utopie des Wiener Gemeindebaus? Franz Schuh, Schriftsteller und Essayist, beantwortet diese Frage mit der Beschreibung alltäglicher Erfahrungen der Menschen, denen der Gemeindebau ein Dach über dem Kopf gibt. Utopie kann eine neue Heizung sein, die Jahre der Kälte und Mühsal beendet, und sie kann eine Form des Zusammenlebens sein, in der etwa die Kinderbetreuung gemeinsam organisiert wird. Franz Schuh, geboren 1947, ist im Gemeindebau aufgewachsen. Seine Erinnerungen an die Kindheit sind Teil seines 2008 bei Zsolnay erschienen Buches *Memoiren. Ein Interview gegen mich selbst*.

Im Gespräch, das Julia Rosenberger und Florian Bettel im März 2012 mit dem Autor geführt haben, bezieht Franz Schuh seine Ausführungen auf den Gemeindebau seiner Kindheit. Den Versuch von Wiener Wohnen beispielsweise, ein „problemloses und angenehmes“ Zusammenleben über Regeln herzustellen, kommentiert Franz Schuh damit, dass das Leben früher „nicht dramatisiert durch Verbote und Regeln“ gewesen sei, vielmehr habe die Arbeit, die als Absicherung gegen die omnipräsente Armut galt, dominiert. Das Utopische des Gemeindebaus in den 1950er-Jahren vermutet Schuh also nicht im ideologischen Kampf des Proletariats, sondern in der Sehnsucht nach Sicherheit in einer von Instabilität und Armut geprägten kapitalistischen Gesellschaft.

Als einen der intensivsten Eindrücke Ihrer Kindheit nennen Sie in den Memoiren das große graue Haus, die „Gemeindewohnburg“. Wie hat die Architektur Ihre Kindheit und die Perspektiven fürs Erwachsenwerden geprägt?

Einer der entscheidenden Unterschiede zwischen Kindheit und Erwachsensein ist, dass die Architektur, die für ein Kind groß und teilweise großartig wirkt, plötzlich, wenn man sie als Erwachsener wahrnimmt, kleinmütig und kleinräumig erscheint. Diese Gemeindebauten, die ich als Kind in Erinnerung habe – und es sind in meinem Fall zwei, einer in der Reuenthalgasse, der ein sehr roher Bau war, im Sinne, dass er den Leuten, die da drinnen wohnten, nichts Gutes tat, und der andere, die Alliogasse 8–10, war ein etwas großzügiger Bau –, beide erscheinen, wenn man sie als Erwachsener

noch einmal besichtigt, erstaunlich klein. Aber das Wesentliche der Gemeindebauten war nie die Größe des Ortes und nie die Architektur, sondern dass diese Bauten in der Zeit, in der ich einen von ihnen bewohnte, von 1947–1967, einen sozialen Zusammenhang „boten“, wie man umständlich sagt. Der Gemeindebau war nicht nur eine Unterbringung, wie er es meiner Meinung nach heute ist, wo man die Leute hineinstopft, sondern er war auch eine Form des Zusammenlebens. Das hängt mit verschiedenen Phänomenen zusammen, sicher mit dunklen Überbleibseln aus der Nachkriegsgeschichte, aus der Zwischenkriegszeit, aber es hängt auch mit dem Fortschritt der Unterhaltungsindustrie zusammen. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an ein Phänomen, das ganz merkwürdig ist, als wir von meiner Stiege – ich spreche von meinen Eltern und mir – zu einer anderen Stiege pilgerten, um den in unserem Horizont ersten Fernsehapparat, der sich in Privatbesitz befand, zu sehen. Diese Familie hatte auch einen Plattenspieler – so etwas kannten wir nicht. Telefon? Kannten wir nicht, das gab es nicht. Das kam erst allmählich ins Spiel und mit diesem Spiel wuchs die Individualisierung der Einwohner und damit auch ihre relativ geringe Beschäftigung miteinander. Für Kinder war der Gemeindebau etwas Besonderes, denn wenn der Gemeindebau groß war, gab es viele Kinder und die Kinder konnten in dieser Gemeinsamkeit ihr eigenes Reich organisieren. Ich erinnere mich an Aufregungen, die man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann: Wenn so eine Kindergruppe verschwunden und eine Zeit lang abgetaucht war, um irgendein Fußballspiel in einem der öffentlichen Parks zu absolvieren, und dann kamen die nicht nach Hause und die Eltern standen in einer Phalanx vor der Türe und warteten, bis die Bande von irgendwoher erschien.

Wie sah das Wohnen im Gemeindebau in den 1950er-Jahren aus?

Was man sich heute schwer vorstellen kann ist ein Leben wie das meiner Eltern: Sie sind aus Krieg und Hungersnot schließlich in die 1950er-Jahre „hineingetreten“. Einerseits so, wie man schon wieder in die Scheiße hineintritt, andererseits aber war es nach dem Krieg auch ein großer Auftritt: Ein Massenwahn war vorerst am Ende. Eine Unterbringung zu haben, noch dazu eine sichere, also eine Gemeindewohnung zu haben, das war das Glück. Als Unglück empfand ich etwas anderes und ich empfinde es noch bis heute: Ich leide, weil ich Hysteriker bin und das Gefühl sich in mich überwältigend eingräbt, noch sehr unter der Kälte von damals. Diese Wohnungen waren nicht zu heizen. So ein Wunderwerk wie ein Fernheizwerk gab es nicht. Es gab auch keine Gasetagenheizungen. Und zum Heizen gab es einen kleinen absurden Ofen. Und die Winter waren extrem hart. Aber alles war in dieser Zeit fast leicht zu ertragen, da man dem Hitler entgangen war, also überlebt hatte.

Überleben war eine für heute unverständlich ausreichende Lebensqualität – und nicht nur das: Mein Vater war Antifaschist der ersten Stunde; also dass die Nazis verloren hatten, das hat lange, lange Zeit dafür ausgereicht, dass

man selbst in schwierigen Verhältnissen relativ glücklich war. Und was zur Gemeindewohnung als Lebensform gehörte, war ein Schrebergarten, den konnten sich meine Eltern erst ziemlich spät leisten. Es gibt einen erforschungswerten Zusammenhang zwischen Schrebergarten und Gemeindebau. Denn der Gemeindebau „hat es“, wie der Name „Bau“ schon sagt, wenig mit der Natur. Also gehört der Schrebergarten – als Ergänzung – zum Gemeindebau. Und das Glück meines Vaters zum Beispiel, gegen Ende seines Lebens einen Schrebergarten zu besitzen, war geradezu namenlos – worüber Zyniker, die Villen mit Parks besitzen, nur den Kopf hätten schütteln können. Mein Vater hatte sein Leben lang Bescheidenheit eingeimpft bekommen. Die Existenz der Nobelbuden, in denen ich später hin und wieder gelebt habe, hat er für sich geleugnet: So etwas gibt es nicht, hat er sich gesagt, um sein Gleichgewicht zu behalten. Aber es gibt ein Glück sozusagen auf der unteren Ebene, das die reichen Leute in ihren Villen nicht ungern beschwören und aller Welt vorschlagen, weil sie da nichts von ihren Realitäten abgeben müssen.

Wo und wie haben Sie die Trennung zwischen Privatem und Öffentlichem im Gemeindebau wahrgenommen?

Es scheint mir klar – auch wenn's ein Klischee ist –, dass die unteren Klassen, was die Körperlichkeit und die Privatheit betrifft, weniger empfindlich sind als vor allem der Mittelstand. Der kleinbürgerliche Mittelstand hat eine Reihe von Abwehrhaltungen und Privatschutzmaßnahmen getroffen, die in proletarischen Zusammenhängen wenig galten. Aber dennoch war in der österreichischen Arbeiterschaft und unter den österreichischen unteren Kleinbürgern die Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit eine sehr harte. Wenn man die Nostalgieveranstaltung *Kaisermühlen Blues*¹ im Fernsehen beobachtet – einen Blues, der ja aus einem Wunsch entstanden ist, eine bestimmte Zeit zu verewigen und in eine Gegenwart hineinzumanövrieren, in der er längst schon weg war –, dann kann man sehen, dass die privaten Lebensgeschichten öffentlich geführt worden sind, geradezu im Hof. Das stimmt aber nur partiell. Es gab eine harte Grenze, und in meiner Erinnerung war die Eigentumsfrage die entscheidende Geschichte. Es hieß „mein Kleid“, „mein Sakko“, „mein Ding“. Das Besitzdenken ist, glaube ich, ein entscheidender innerer Antrieb, die Privatheit rigoros zu etablieren. Denn erst dann wird privates und öffentliches Leben – ich sage es bewusst mit diesem Ausdruck – gleichgeschaltet. Mein und Dein war eine strikte Unterscheidung. Und es gab Öffentlichkeitsformen, die es heute nicht mehr gibt und deren Restbestände in der Gegend herumstehen. Zum Beispiel das „Schutzhaus Zukunft“ im 15. Wiener Gemeindebezirk war tatsächlich proletarische Öffentlichkeit – einst. Dort veranstaltet heute der akademische Mittelstand seine Maturafeiern.

¹ Fernsehserie im Auftrag des ORF, Regie: Reinhard Schwabenitzky et al., Buch: Ernst Hinterberger, 1992–1999.

Und waren etwa die Türen versperrt, sind Leute zu Besuch gekommen, war das Stiegenhaus öffentlicher Raum?

Das war individuell sehr unterschiedlich, manche Türen standen eher offen. Und das hatte einen vernünftigen Grund – das Hüten der Kinder. Die Kinder musste man irgendwo hintun, am besten dorthin, wo andere Kinder waren. Das Kinderhüten war Teil des öffentlichen Lebens im Gemeindebau, dafür wurden viele Grenzen der Privatheit aufgehoben. Aber man darf sich das nicht so vorstellen, dass die Leute – wie in einem Kibbuz, dieser wunderbaren israelischen Einrichtung – ein- und ausgehen. Und ein offenes Haus zu führen, das ist teilweise eine bürgerliche Protzvorstellung. Dass man alle zu sich einlädt und dann auch dementsprechende Formen der Geselligkeit pflegt, die stärker oder weniger stark ritualisiert sind, davon kann ich nichts berichten.

In Wien gibt es derzeit den Versuch, Zusammenleben über Regeln herzustellen. Können Sie uns sagen, wie Sie Regelsysteme im Gemeindebau erlebt haben?

Ich denke, dass es mit Sicherheit sowohl ausgesprochene als auch unausgesprochene Regeln gab. Eine der Regeln war – eine seltsame Regel –, dass man am Sonntagvormittag ins Wirtshaus geht und Karten spielt und trinkt: im Sommer ein Krügel oder mehr – das war das Glück. Eine andere Regel war die sommerliche Fahrt in die städtischen Bäder, auch ins Arbeiterstrandbad – und vor allem ins Gänsehäufel.

Das waren keine „eingeredeten“ Regeln, sondern Regeln, die die Leute selbstverständlich mitgetragen haben. Solche gab es in großer Zahl. Man sollte noch die Trinkgewohnheiten studieren: Das Krügel verschwand geradezu asozial im einzelnen Trinker. Damals gab es noch die Zweiliter-Flasche Wein, den sogenannten „Doppler“, oft das Fundament des Zusammenseins, um das herum man saß. Heurigenbesuche gehörten ebenso zum Leben unserer Eltern, aber eben nicht nach Grinzing, sondern mehr nach Stammersdorf – was natürlich auch schon ein Luxus war. Und es gab Sachen, die man einfach nicht machte. Beispielsweise war es undenkbar, selbst wenn man das Geld gehabt hätte, dass man mit dem Taxi fuhr – das tat keiner. Und selbst wenn es damals schwerer gewesen wäre, weil es einen Schaffner gab, so fuhr man absolut nicht schwarz. Man machte auch nicht übertriebenen Lärm. Was einem heute an Lärmerzeugung zugemutet wird, das war damals geächtet und wurde unter Umständen geahndet – mit einer rüden Zurechtweisung, die die Leute einander – ohne offiziöse Hilfe – erteilten. Aber das Leben war, und das ist wesentlich, nicht dramatisiert durch Verbote und Regeln. Dieses spezifische Dramatisieren durch Verbote und Regeln gab es vor allem deshalb nicht, weil sich das Leben in der Hauptsache nicht in der Erholung ereignete, sondern die Leute schwer arbeiteten, sie gingen täglich zur harten Arbeit und, ja, hatten daran schwer zu tragen. Sie waren froh, dass sie Arbeit hatten, das war der wesentliche Teil des Lebens – und das Wohnen hatte eine kompensatorische Funktion: Es machte die

Verletzungen und Erschöpfungen aus der Arbeitswelt wett. Um die Arbeit aber auszuhalten, waren die Erholungsphasen in den Wohnungen notwendig. Das Leben kreiste ums Arbeiten – außer für die Kinder, die wie die Figuren bei Proust jenseits der Arbeitsgesellschaft im Gemeindebau existieren konnten.

Der Gemeindebau hat primär Raum für Kleinfamilien geschaffen und weniger für große Familien. Gab es Personen, die allein auf Grund ihrer familiären Lebensform nicht dazugehörten?

Die Geschichte mit den Kleinfamilien muss man sich ökonomisch auf die Gesamtgesellschaft bezogen vorrechnen. Viele Kinder zu haben, hieße arm zu sein und für viele sorgen und zahlen zu müssen. Daher war die Triade für die hoffnungsvollen Menschen in den 1950er-Jahren fast die einzige Möglichkeit. Die Hoffnung auf den materiellen Aufstieg war einfach an das Kleinhalten der Familie gebunden – daher gab es im Gemeindebau kaum Großfamilien. Interessanterweise kann ich mich nicht an allein erziehende Mütter erinnern. Die gab es, zumindest in meinem Milieu, nicht. Sondern die Familien hielten in meiner Erinnerung, bei allem Hass, der zwischen Mann und Frau üblich ist, als Familie erstaunlich gut durch. Das Familienbild gilt ja in allen Schichten: die bürgerliche Familie als eine Absprache zwischen ökonomischer Arbeitsgemeinschaft und romantischer Gefühlsversorgung.

Und die Großeltern, hatten die Platz in den Wohnungen oder verfügten sie über eigene Wohnungen?

Der Vater meines Vaters wurde von den Nazis ermordet und die Eltern meiner Mutter, die hatten eine ganz merkwürdige Unterbringung. Sie waren entsetzlicherweise Nazis gewesen. Mein Großvater war Arbeiter in den Schmidtstahlwerken im zehnten Bezirk und vis-à-vis gab es eine Siedlung für Werksarbeiter. Das war eine Gartensiedlung mit Wohnung, der Versuch, über Firmeneigentum eine andere Lebensform als den Gemeindebau zu ermöglichen. Das hatte sehr wohl politische Gründe: So wie Bismarck die Sozialversicherungen eingeführt hat, um der Arbeiterschaft den revolutionären Elan zu entziehen, so hat der Konservatismus Wohnformen gesucht, die nicht von vornherein zur Sozialdemokratie tendierten. Es gab eben auch für „Unterschichten“ andere Wohnformen und meine Großmutter und mein Großvater mütterlicherseits hatten so ihr Unterkommen.

Haben Sie Erinnerungen an ältere Personen, die im Gemeindebau gelebt haben?

Oh ja. Ich habe sie in sehr freundlicher Erinnerung, diese alten, oft griesgrämigen Damen mit ihren unfassbaren Frisuren, den gedrehten Locken. Sie schauten in unermesslicher Langeweile beim Fenster hinaus. Alle hatten sie kein leichtes Schicksal, standen – politisch gesehen – ihr Leben lang immer auf der richtigen Seite. Mit keinem Gedanken hatten sie mit den Massenmördern ihres Jahrhunderts sympathisiert. Ihre Männer waren tot, die Kinder ausgewandert, zum Beispiel nach Schweden, einer Hoffnung der Jugend von damals – und ihr Leben lief dann halt aus.

Haben Sie damals empfunden, dass es so etwas wie eine Hausgemeinschaft gibt, und wer hat zu dieser Hausgemeinschaft nicht dazugehört?

Ja. Ich habe das empfunden, dass es eine Hausgemeinschaft gibt, ungefähr bis in mein zehntes Lebensjahr – bis 1957, 1959. Mit den 1960er-Jahren hat sich die Gemeinschaft allmählich aufzulösen begonnen, das lag aber auch an mir, weil ich in die Mittelschule ging, und das war in so einem Milieu fremd – so fremd, dass man dafür nicht einmal diskriminiert wurde, das war einfach völlig außerhalb aller Belange.

Und es gab natürlich, wie in allen Gruppen, die Außenseiter ... Zum Beispiel schwere Alkoholiker – eine Familie, deren Mitglieder sich wechselseitig mit Alkoholismus infizierten, wohnte auf der gegenüberliegenden Stiege. Verwahrloste Menschen gab es auch, die waren sozusagen die Außenseiter auf „der anderen Seite“. Es gab diese Zweiteilung: einerseits Menschen, die den Aufstieg der Gesellschaft nach dem Krieg auch für sich selbst nutzten – und die nicht zuletzt Träger des Fortschritts wurden –, und andererseits Menschen, die nicht mitkonnten, manchmal auch nicht mitwollten. Aber was allmählich den Lebensalltag – zum Beispiel der jungen Leute – ausmachte, war, dass sie Lehrlinge waren, ihrem Beruf mehr oder weniger verbunden, dass sie wenig Geld verdienten, viel Arbeit hatten und unter autoritärem Druck standen. Diese Chefs damals waren keine Kleinigkeit. „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“, kann man nur ironisch zitieren. Ich war in meinem Milieu der Einzige, der das Gymnasium besuchte, traf aber im Gymnasium Leute, die aus meinem Milieu kamen, aber aus anderen Gegenden der Stadt.

Glauben Sie, dass es damals auch einen politischen Zugriff auf Zugehörigkeiten gab, also darauf, wer dazugehört und wer nicht?

Ja, dabei handelte es sich um die Spannung zwischen alten Nazis, Sozialdemokraten und Kommunisten. Mein Vater war Kommunist bis 1956, bis zum Ungarnaufstand. Das Hauptbedürfnis war, dafür ist Österreich bekannt, diese Spannungen eher unterschwellig zu halten und nicht offen auszutragen. Heute hingegen hat man einen ganz klaren Konflikt, nämlich zwischen „Ureinwohnern“ der Stadt und den „Fremden“ von außen. Das ist ein Konflikt, der offener ausgetragen wird als der Konflikt von damals. Damals gab es scheele Blicke, aber kein offenes In-Frage-Stellen, weil die Sehnsucht nach dem Unpolitischen, ich sage bewusst nicht Antipolitischen, für diese Leute ziemlich groß war. Im Gymnasium habe ich das deutlicher bemerkt, da dort auch Intellektuelle waren, die sehr genau wussten, welcher Lehrer welche Richtung bevorzugt hatte. Aber im Gemeindebau waren diese Auseinandersetzungen merkwürdigerweise pazifiziert – zumindest in meiner Erinnerung. Der Gemeindebau hat es wahrscheinlich – über die gleiche soziale Klasse oder Zugehörigkeit zur gleichen armen Schluckerpartie – verhindert, dass man einander sozusagen „auf die Spur“ kommen wollte.

In einigen Interviews, die wir mit Hausbesorgern und Hausbesorgerinnen geführt haben, wird vor allem eines beklagt, nämlich dass sie einen Machtverlust erleben.

Das kann ich absolut bejahen. In der Reuenthalgasse hatten wir einen Hausbesorger, der hieß Rochus und der war in unseren Kinderaugen der Teufel selbst: ein blutiger Autokrat, ein König Ubu. Er hat alles kontrolliert und war eine Person in grauslicher Machtvollkommenheit, vor der sich jeder fürchtete. Eine solche Schreckensgestalt war dann später, also etwa ab 1957, in der Alliogasse nicht mehr möglich, da war kein Hausmeister mit einer solchen Machtvollkommenheit, auch weil das ein weitaus größerer Ort war, da gab es auf verschiedenen Stiegen mehrere Hausmeister, die hätten sich in ihrer Machtvollkommenheit konkurrenziert und damit relativiert. Aber ich kenne das noch, wie der Hausmeister peitschenschwingend das Haus in Ordnung gebracht hat und wie da Furcht herrschte. Obwohl ich nicht weiß, welche Sanktionierungsmaßnahmen dem Hausmeister zur Verfügung standen, die Furcht ist mir unvergesslich. Man darf nicht vergessen, der *Schatten der Zeit* (Pluhar 2012) – um einen Titel von Erika Pluhar zu zitieren – war der Schatten eines autoritären Systems, und wenn Sie den *Herrn Karl*² hören, hört man, was für eine Rolle die Hausmeister hatten. Wenn die Polizei jemanden überprüfte, ging sie zum Hausmeister. Der Hausmeister war der Erste, der gefragt wurde: „Wer ist der?“ „Was macht der?“ „Was tut der?“ Die waren sogenannte Drehpunktpersonen, wie man das in der Soziologie nennt, das heißt Leute, die einerseits zum Haus gehörten, die aber andererseits von außen gefragt waren und die als Obrigkeit antworteten. Monetär war natürlich bei den Hausmeistern nichts. Die konnten nur Übertretungen mit lauter Stimme ahnden, das haben sie immer gerne und lauthals gemacht. Als Kind bekam ich eingebleut, dass man nicht ins Gras steigen darf. Diese Verbote sind heute nicht mehr vorstellbar, heute ist es selbstverständlich, dass zum Beispiel der Garten in der Hofburg offen ist und dass man sich ins Gras setzen darf, dass der Stadtpark offen ist und man sich reinsetzen darf, das ist ungeheuer. Also da waren schon in der Tat Regeln, die die Lust an der Übertretung genauso ermöglicht oder provoziert haben wie das Gegenteil: das zum Einhalten Verdammtsein. Gerade das Betreten der Gartenanlagen, oder was im Hof so schien wie eine Gartenanlage, das war eine unglaubliche Aura, man muss fast sagen, es war ein Tabu. Und die Auflösung dieses Tabus kam vor allem aus England, denn da ist die Bevölkerung immer schon im Garten, also in den Parks, gesessen. Das war eine unglaubliche, erstaunliche Kulturleistung des bis heute relativ autoritären Österreich.

2 Theaterstück aus dem Jahr 1961 von Helmut Qualtinger und Carl Merz.

In den 1920er-, 1930er-Jahren gab es ein Punktesystem bei der Vergabe von Gemeindebauwohnungen – ein Punkt von zwanzig betraf die Nationalität. Zu dieser Zeit lebten unterschiedliche Nationalitäten zusammen. Wie war das in den 1950er-, 1960er-Jahren?

Da gab es keine unterschiedlichen Nationalitäten. Da war ein striktes Wienertum an der Macht, denn alles, was in den 1920er-, 1930er-Jahren existierte, hatte einen anderen Zeitschatten, das Ende der Monarchie mit ihrem Vielvölkerstaat. Zu meiner Kinderzeit waren die Tschechen bereits „natu-

ralisiert“. Aber ich muss manchmal daran denken, dass es in der Tat in der Allee unterhalb der Alliogasse noch einen tschechischen Schneider gab. Der war nicht genug „naturalisiert“, also eingewienert, der hatte noch ein kleines Geschäft mit Maßschneiderei und Veränderung – Maßschneiderei gab es nicht, aber zu verändern gab es noch genug –, und der arbeitete bis in sein hohes Alter. Er sprach nur schlecht Deutsch, mit Akzent, aber in meinem Gemeindebau gab es viele Menschen tschechischen, slowakischen und anderen Ursprungs, die vollkommene Wiener waren. Es gab Vorurteile – zum Beispiel gegen die Tschechen! –, aber keine Kämpfe, keine Auseinandersetzungen. Was sich heute abspielt, ist einerseits ein Verteilungskampf. Es ist ein unglaublicher, leicht entflammbarer Hass, weil man glaubt, die nähmen einem die Sozialleistungen weg. Man glaubt, die kämen her, bekämen gleich alles Geld der Welt und von der Universität das Doktorat geschenkt. Dann würde es ihnen hier, auf unserem Grund und Boden, wunderbar gehen. Da ist ein unglaublicher Hass in der Bevölkerung. So ein Hass wird immer auch von der Gegenseite erwidert, und auf beiden Seiten gerät man darüber in Saft, wer was wie verschuldet hat.

Was ist oder was war die Utopie des Wiener Gemeindebaus und wie kann man oder konnte man diese erleben?

In meiner Erinnerung war die Utopie des Gemeindebaus, ein Dach über dem Kopf zu haben – ein billiges und sicheres Dach. Es gab die alte Utopie des Verteidigens gegen die Bourgeoisie und die katholische Herrschaft nicht mehr, und das Einzige, was als Utopie übrig geblieben ist, war Sicherheit und eine Art von Geborgenheit in der kapitalistischen Gesellschaft, von der man wusste, und das wusste man als „Proll“ genauso wie als Marx lesender Intellektueller, dass die ökonomische Ordnung sehr instabil ist, und dass das Massenelend stets vor der Tür steht. Das war auch ein Moment der Kindererziehung – wir mussten einen Beruf lernen. Und diejenigen, die sich ein bisschen mehr am Kleinbürgertum orientiert haben, müssen maturieren und dann am besten ein Jusstudium – aber generell musste man einen Beruf haben! Dafür war man bereit, vieles auf sich zu nehmen. Ein Berufsleben – das war die Utopie.

In den Gesprächen, die wir im Gemeindebau geführt haben, taucht Utopie kaum auf. Es fehlt auch die gefühlte Zugehörigkeit zum Gemeindebau.

Ja, klar: Der Gemeindebau ist eine dieser Institutionen, die ihren Charakter postmodern verändert haben. Der Gemeindebau war eine moderne Reaktion, die auf der Vorstellung beruht, dass es bürokratische Maßnahmen gibt, die die Selbsthilfe von unterdrückten Klassen unterstützen – dazu gehörte Unabhängigkeit vom Wohnungsmarkt. Aber jetzt erscheint der Wohnungsmarkt, gemessen am Einkommen, so, dass man glauben könnte, jeder kann überall wohnen. Davon war früher keine Rede, wenn man die Altbauten ansieht ... Ich kannte Leute, die im 16. Bezirk in Nicht-Gemeindebauten

wohnten – das war ein unbeschreibliches Elend, mit kaputten Wasserleitungen und mit all den anderen Ruinen ... Ich kann aber eine Geschichte erzählen, die – trotz Ende der Utopie – diese Utopie noch einmal anspricht. Das zuvor erwähnte Heizproblem war für meine Eltern, die immer älter geworden waren, ein unlösbares Problem; der alte Mann mit über 80 Jahren ging dann mit zwei Kübeln in den Keller und holte die Kohlen herauf. Ich erklärte einem sehr engagierten Senatsrat, einem Architekten in der Gemeindeverwaltung, diese Not; und dieser sagte: Keine Sorge, es dauert nur ein halbes Jahr und dann kommt die Fernheizung. Das Glück, das die alten Leute mit der Fernheizung erfuhren – was auch skurril war, weil sie ihr Gerät raufgeschaltet haben, dass man glaubte, man sei in einer Sauna –, das war die Utopie. Was immer man auch gegen die Sozialdemokratie einwenden muss, ihre eigentliche Utopie ist doch geblieben: Dass sie wegen einer Verbesserung der Lebensverhältnisse für eine Mehrheit der nicht so gut Gestellten gewählt werden will. Das ist nicht unbedingt ein politischer Inhalt, aber es ist auch nicht garnix. Der Schatten der Zeit ist derzeit eine Entpolitisierung, eine antrainierte und auch aus Sätturiertheit gewählte Unfähigkeit, die eigenen politischen Interessen zu erkennen und zu vertreten. Der Gemeindebau, wie ich ihn kannte, war schon unpolitisch – er hatte keine Utopie mehr.

Literatur

Pluhar, Erika (2012). *Im Schatten der Zeit*. St. Pölten/Salzburg/Wien: Residenz Verlag.

Schuh, Franz (2008). *Memoiren. Ein Interview gegen mich selbst*. Wien: Zsolnay.